



Freies Christentum

*Auf der Suche nach
neuen Wegen*

57. JAHRGANG – HEFT 1
JANUAR / FEBRUAR 2005

ISSN 0931-3834

Freies Christentum

Auf der Suche nach neuen Wegen

JANUAR/FEBRUAR 2005

INHALT

Andreas Rössler: **Freiheitliches Christentum** 1

Christian Leu: **Das Lob des Schöpfers singen** 2

Helmut Hölder: **Vergänglichkeit und Fortdauer** 7

Otmar Kurrus: **Schöpfung und zugleich Evolution** 9

Ulrich Börngen: **Zur Alexandria-Erklärung vom 21. Januar 2002** 13

Dokumentation 16 **Bücher** 19 **Leser-Echo** 25

Leser-Forum zu den „**Thesen zur Arbeit des Bundes
für Freies Christentum**“ 25 **Termine** 28

Zum Nachdenken: Georg Ballod, Alltägliche Worte und Wort Gottes

Zweimonatschrift des Bundes für Freies Christentum e. V.

Internet: www.bund-freies-christentum.de

Präsident

Professor Dr. Werner Zager
Alzeyer Straße 118, 67549 Worms

Geschäftsführung

Karin Klingbeil, Felix-Dahn-Straße 39,
70597 Stuttgart
Telefon 0711 / 762672

Druck

Maisch + Queck

Benzstraße 8, 70839 Gerlingen

Anschriften der Autoren

Pfarrer Christian Leu
Sophienring 19, 38867 Bad Harzburg

Professor Dr. Helmut Hölder
Florentiner Str. 20/2028, 70619 Stuttgart

Dipl.-Math. Otmar Kurrus
Tannenweg 7, 79183 Waldkirch

Dr. med. habil. Ulrich Börngen
Glashütter Weg 19, 70567 Stuttgart

Schriftleitung

Dr. Andreas Rössler, Oelschlägerstraße 20,
70619 Stuttgart, Tel. 0711 / 4780647

E-Mail: drandreas.roessler@t-online.de

Wort des Schriftleiters

Freiheitliches Christentum

Der Begriff „freies Christentum“ stößt nicht selten auch in den Reihen des organisierten freien Christentums auf Kritik. Der Begriff führe zu Verwechslungen mit der „freien Religion“ der Freireligiösen, wogegen freies Christentum entschieden christlich ist. Er führe auch zu Verwechslungen mit konservativen, evangelikal und gerade auf diesem Hintergrund Boden kirchenkritischen „freien Gemeinden“, wogegen freies Christentum theologisch fortschrittlich ist und eher volkkirchlich denkt, indem es die Religiosität der Menschen am Rand der Kirche ernst nimmt und auf sie einzugehen sucht.

Der Begriff „freies Christentum“ ist andererseits längst eingespielt und damit ein Markenzeichen, auch unter den Stichworten „freie Theologie“ und „freier Protestantismus“. Gemeint ist ein „wahrhaftiges“, intellektuell redliches Christentum, das damit zugleich „offen“ ist. „Wahrhaftig“ bedeutet hier: allein an die immer größere Wahrheit gebunden zu sein, die alles bedingt und bestimmt, und nicht an irgendeine formale Autorität, die von sich behauptet, unbesehen immer Recht zu haben, sei es eine Kirche, eine heilige Schrift, eine Tradition, eine Partei, ein Staat oder auch bloß der Zeitgeist. Klassisch formulierte Martin Luther 1521 auf dem Reichstag zu Worms dieses Nein zur Unfehlbarkeit irgendeiner solchen formalen Autorität: „Ich glaube weder dem Papst noch den Konzilien allein, da es am Tage ist, dass sie des Öfteren geirrt und sich selbst widersprochen haben“.

Die Wahrhaftigkeit befreit davon, sich etwas zu eigen machen zu müssen, was man ehrlicherweise gar nicht bejahen kann. Umgekehrt wird man offen für Erkenntnisse und Einsichten, denen man unbefangen zustimmen kann, auch wenn sie an ungewohntem und fremdem Ort zu finden sind. Das ist die für das freie Christentum unverzichtbare Haltung einer „inhaltlichen Toleranz“. Diese ist nicht freischwebend und beliebig, da sie immer eines klaren inhaltlichen Maßstabes bedarf.

Ein freies, das heißt wahrhaftiges und offenes Christentum steht freilich manchmal in der Gefahr, elitär, überheblich und rechthaberisch zu werden. Dann ist es auf eine ganz eigene Weise gesetzlich und zwanghaft und erzeugt Ängste, statt zu befreien.

Das freie Christentum (im engeren Sinn des Begriffs) darf also nicht isoliert

werden. Sein besonderes Anliegen ist ein wichtiger Teilaspekt eines Christseins, das neben dem geistig-vernünftigen auch den ethischen und den gefühlsmäßigen Bereich des Menschseins umgreift. Es bedarf der Einbettung in „die Freiheit, zu der uns Christus befreit hat“ (Galater 5,1). Zu dieser Freiheit gehört, dass wir uns nicht vor anderen Menschen fürchten müssen, weil allein Gott das letzte Wort behält; dass uns die eigene Schuld nicht lähmt und nicht verzweifeln lässt, weil sie vergeben ist; dass wir nicht mehr auf uns selbst fixiert bleiben, sondern offen werden für Freude und Leid anderer Menschen; dass wir von eigenen inneren Zwängen und Trieben loskommen, die uns an der verantwortlichen Wahrnehmung unserer Aufgaben gehindert haben; dass Lebensangst, Zukunftsangst und Todesfurcht wenigstens abgemildert werden, weil wir an den Gott glauben, bei dem wir über den Tod hinaus gut aufgehoben sind.

„Die Wahrheit wird euch frei machen“ (Johannes 8,32): und zwar deshalb, weil das Wesen der alles bestimmenden Wahrheit Liebe und Barmherzigkeit ist. Dieses wahre göttliche Wesen spiegelt sich insbesondere in Jesus von Nazareth wider. Dann kann man sogar das Risiko eingehen, bei der ehrlichen Wahrheitsuche in manchen Irrtum zu geraten. Man darf nämlich davon ausgehen, letztlich von der Wahrheit gehalten zu werden. Der Theologe Paul Tillich (1886-1965) sprach hier von der „Rechtfertigung des Zweiflers“.

Steht das freie Christentum in diesem weiteren Rahmen eines „freiheitlichen“ Christentums, dann schöpft es seine Kraft aus dem Geschenk des Befreitseins durch Gottes Geist, und dann wirkt es auf andere befreiend, ermutigend, heilsam, heilend.

Andreas Rössler

Christian Leu

Das Lob des Schöpfers singen

Gedanken zu Psalm 104,24

Bei der Jahrestagung des Bundes für Freies Christentum in Frankfurt am Main hielt Pastor Christian Leu, Vorstandsmitglied im Bund, am 26. September 2004 den Gottesdienst. In seiner Predigt stellte er das Lob des Schöpfers in Psalm 104 Gesichtspunkten Albert Schweitzers zur Rätselhaftigkeit des Wirkens Gottes in Natur, Geschichte und persönlichem Geschick gegenüber.

Das Lob des Schöpfers singen: Vielen Menschen ist das ein immer wiederkehrendes Bedürfnis. Von dem, was sie in der Natur sehen und zu Herzen nehmen, lassen sie sich in ihrem Denken bewegen. Sie schließen auf eine hinter und in alledem wirkende Kraft. Ihr schulde man Dank für das Schöne und Frohstimmende, das die Sinne wahrnehmen. „Geh aus, mein Herz, und suche Freud in dieser lieben Sommerzeit an deines Gottes Gaben“, stößt Paul Gerhardt unsere Entdeckerfreude an. Ich vermute, für die meisten von uns gilt: Wir lassen uns gern mitnehmen auf die Entdeckungsreise in die Welt der Schöpfungsgaben und stimmen bereitwillig in die Lieder der Freude ein.

Wir tun das auch dann noch, wenn uns bewusst wird, wie gefährdet das Leben ist, in wie starkem Maße die Natur bedroht ist durch das ausschließlich auf unsere Art konzentrierte Handeln von uns Menschen. „Geh aus, mein Herz, und suche Freud, denn du hast nicht mehr lange Zeit, dich an Natur zu laben“: Als der Gedanke an die Notwendigkeit des Umweltschutzes allmählich eine breitere Öffentlichkeit erreichte, hat man Paul Gerhardts schönes Lied umgedichtet. Die erste und die vierte Zeile jeder Strophe blieben stehen; die beiden Zeilen dazwischen oder danach wurden, den veränderten Umständen entsprechend, neu formuliert. „Die Glucke führt ihr Völklein aus, sofern sie nicht, bestimmt zum Schmaus, in dumpfer Mast verendet. Der schnelle Hirsch, das leichte Reh, sie sterben in des Menschen Näh’, vom Nachtverkehr geblendet.“ So klingt es dann; das Singen freilich vergeht einem dabei.

Grausamer Verdrängungskampf

Aber es sind ja nicht nur die von uns Menschen herbeigeführten Veränderungen, die heute die unbefangene Freude beim Blick auf das Leben der Geschöpfe um uns so empfindlich trüben. Es sind nicht nur die Folgen unserer veränderten Lebensweise, des technischen Fortschritts, unseres oft bedenkenlosen Konsumverhaltens, dass wir gelegentlich wohl zögern oder es „reichlich daneben“ finden, ungeniert Freudenlieder anzustimmen, Lieder, die – wie Paul Gerhardts Sommerlied in seinen ersten Strophen – auf den dankbaren Grundton von Psalm 104 gestimmt sind: „Herr, sie sind deine Werke so groß und viel. Du hast sie alle weise geordnet, und die Erde ist voll deiner Güter“ (Psalm 104,24).

Bei näherem Zusehen entdecken wir: Wie das Leben in der Natur vor sich geht, wie die Lebewesen der verschiedenen Arten miteinander umgehen, das ist an sich schon fragwürdig. Wir nehmen einen Verdrängungskampf wahr, der sich in oft grausam anmutenden Formen abspielt. Der „Wille zum Leben“, den Al-

bert Schweitzer als den grundlegenden Antrieb in Pflanze, Tier und Mensch sich regen sieht, tritt oft nur als Wille zur Selbstbehauptung ans Licht.

Mit Schweitzers Worten: „Die Welt ist das grausige Schauspiel der Selbstentzweiung des Willens zum Leben. Ein Dasein setzt sich auf Kosten des anderen durch, eines zerstört das andere. Ein Wille zum Leben ist nur wollend gegen das andere, nicht wissend von ihm“ (Kultur und Ethik; Gesammelte Werke Band 2, S. 381).

Auch das gehört zum Natur-Erleben des Menschen. Und wir Menschen erleben nicht nur, wir erkennen auch und können es in Begriffe fassen und wissen dann: diese Selbstentzweiung des Lebens im Zuge seiner Differenzierung, dieses „je mehr Eigenheiten, desto mehr Gegeneinander“ ist ein grausiges Gesetz. Es galt immer schon und gilt weiter bis zu einer erlösenden Verwandlung alles Seienden. Wir sehen das und fassen es als allgemeingültige Erkenntnis.

Ethik der „Ehrfurcht vor dem Leben“

Was machen wir mit dieser Erkenntnis? Was machen wir aus ihr? Die Antwort gibt Albert Schweitzer mit seiner Ethik der „Ehrfurcht vor dem Leben“. Ihr Hauptsatz, ihre Maxime, ist denkbar schlicht: „Als gut gilt ihm [dem Menschen]: Leben erhalten, Leben fördern, entwickelbares Leben auf seinen höchsten Wert bringen; als böse: Leben vernichten, Leben schädigen, entwickelbares Leben niederhalten“ (Aus meinem Leben und Denken; Gesammelte Werke Band 1, S. 171). Das gilt absolut. Keine im Voraus aufgestellte Rangordnung kann helfen, die Konflikte zu vermeiden, die sich in unserer Lebenspraxis aus diesem Grundsatz ergeben. Keine Abstufung, welches Leben uns wie viel wert sein mag, ergibt ein Raster, nach dem wir die Konflikte, unbehelligt von Schuld und Gewissensnöten, in selbstverständlicher Weise lösen könnten.

An dieser Stelle erhebt sich immer aufs Neue Widerspruch. Die Philosophen von links bis rechts sind entsetzt: Wenn das Leben als solches heilig sein sollte, sei nichts mehr heilig; diese Art der Radikalisierung der Ethik sei in Wahrheit deren Liquidierung, meinte Christoph Türcke vor zwanzig Jahren und spottete: „Wer nach Lambarene fährt, um systematisch Krankheitserreger zu töten, kann es mit der Ehrfurcht vor *allem* Leben so ernst nicht gemeint haben.“ Er meint in Bezug auf Albert Schweitzer feststellen zu können: Auch für ihn „war das zu rettende Leben in erster Linie das menschliche. Schweitzers humane Leistungen sind die vorbildliche Denunziation seiner Ethik“ (Christoph Türcke, Gewalt und Tabu. Philosophische Grenzgänge, Lüneburg 1987, S. 57).

Jüngst empörte sich Norbert Hoerster in seinem Buch zu Grundfragen der

Tierethik: „In Wahrheit gibt es auf der Basis von Schweitzers ‚absoluter Ethik‘ einer unterschiedslos ‚gleichen Ehrfurcht‘ vor *allem* Leben keine überzeugende Lösung für auch nur einen einzigen moralischen Konflikt!“ (Haben Tiere eine Würde? Grundfragen der Tierethik, München 2004, S. 25). Er meint: „Schweitzers Forderung nach einer *unparteiischen* Bewahrung und Unterstützung *allen* Lebens entbehrt jeglicher Begründung. Weder in ihrem prinzipiellen Ansatz noch in ihren praktischen Konsequenzen ist Schweitzers Ethik der ‚Ehrfurcht vor dem Leben‘ in argumentativen Schritten rationalen Denkens nachvollziehbar“ (S. 30).

Wer von ethischen Forderungen verlangt, sie sollten sein Handeln, sobald er sich nach ihnen richtet, unangreifbar machen, wird sich mit Albert Schweitzers Ethik der ‚Ehrfurcht vor dem Leben‘ nicht anfreunden können. Denn bei Entscheidungen, die auf dieser Grundlage getroffen werden, ist der Mensch auf sich gestellt. Das Richtige, das in der Situation Notwendige, getan zu haben, bedeutet nicht, schuldlos und also unangefochten seines Weges ziehen zu können. Aber auch, wenn jemand so etwas wie einen Wertekanon in sich trüge, von dem er sich leiten ließe, bliebe doch immer ein Rest. Jeder Wertekanon ist willkürlich. Auch die hatten ihr Recht, die im konkreten Fall auf der Strecke bleiben. Ihr Recht besteht nach wie vor im Willen zum Leben, im vitalen Interesse, zu sein, das sie mit uns gemein haben oder hatten.

Wir bringen durch unser Tun die Welt nicht ins Lot, auch nicht millimeterweise. Indem wir einem Geschöpf, das bedroht ist und sich nicht selbst helfen kann, beispringen und ihm sein Leben bewahren helfen, gelingt es uns nur, „für einen Augenblick aus dem unbegreiflichen Grauen des Daseins herauszutreten“ – mehr nicht, allerdings auch nicht weniger. Ethische Entscheidungen und die Taten, die aus ihnen folgen, bringen höchstens für den Augenblick Befreiung von weiteren Verstrickungen. Sie selbst bleiben in die auf endgültige Erlösung wartende Welt eingebunden.

Staunen und dankbar sein

Der Blick auf die uns umgebende Natur berührt uns in wunderbarer, oft Staunen machender und dankbar stimmender Weise.

Paul Gerhardts Sommerlied macht uns zu Recht darauf aufmerksam. Staunen und dankbar sein können wir auch dann, wenn wir uns selbst in gewisser Weise als Teil der Natur, als in sie hineingehend vorfinden, wenn wir unsere Schöpfungsmitgift entdecken und im Vollzug erleben. Wie vielseitig tätig können unsere Hände sein! Wie viel vermag unser Rücken zu tragen! Wie köstlich ist das

Zusammenspiel unserer Glieder beim Sport – und das unseres ganzen Leibes mit dem eines anderen Menschen in der sexuellen Begegnung!

Trotzdem können in alles, was wir da sehen und erleben, ganz schnell das Grauen und die Verzweiflung einziehen. Das geschieht dann, wenn wir dessen innewerden, wie ein Leben sich gegen das andere richtet, ja richten muss, um im Daseinskampf sich selbst behaupten und erhalten zu können.

Vollends dann beginnt uns zu grauen, wenn wir erleben müssen, wie Hilfe, die wir dem einen Geschöpf gebracht haben, andere Geschöpfe oder gar uns selbst geschädigt hat; wenn wir merken: die Wurzel des Übels liegt in den Strukturen; unsere einzelne Tat ändert nichts, geschweige denn, dass sie Besserung brächte.

Alle Ordnungen, in denen sich das Zusammenleben der Menschen, der Geschöpfe untereinander und der Menschen mit der Kreatur vollzieht, sind konfliktgeladen. Sie bleiben in sich unvollkommen. Nichts läuft in ein für allemal vorgezeichneten harmonischen Bahnen.

Im Gegenteil: Alles wartet auf Erlösung, mit Paulus gesprochen: auf das Freiwerden von der Knechtschaft der Vergänglichkeit und der damit vermachten Vergeblichkeit des Daseins (Römer 8, 2-24a).

Wir wissen um die Großartigkeit der Schöpfung und um ihre Begrenztheit. Wir erleben einerseits Schönheit und Anmut des Geschaffenen, andererseits wie es hässlich und grausam werden kann und wie es sich verzerrt und verkeilt, wo der Wille zum Leben als Kampf um erfolgreiche Selbstbehauptung zutage tritt.

Unser Wissen kann äußerlich bleiben. Es ist dann tot. Wenn es uns innerlich bewegt, umtreibt und zum Tun drängt, erweist es sich als lebendig. Es geht dann in unsere Frömmigkeit ein, ja es bestimmt sie, gibt ihr ein Gesicht. Wir ahnen den heiligen Gott als die heimliche Quelle der Kraft in allem, was lebt. Wir wollen ihm dienen an allem, was lebt. Doch können wir das nur an Wenigem von all dem Lebendigen um uns.

So werden wir schuldig an Vielem und in all dem an ihm, den wir in und hinter allem Leben ahnen und den Jesus uns als den lieben Vater seiner Geschöpfe anzurufen lehrt. So leben wir von seiner Gnade, Tag für Tag, hier und dort.

„Es warten alle auf dich, dass du ihnen Speise gebest zur rechten Zeit. Wenn du ihnen gibst, so sammeln sie; wenn du deine Hand auftust, so werden sie mit Gutem gesättigt. Verbirgst du dein Angesicht, so erschrecken sie; nimmst du weg ihren Odem, so vergehen sie und werden wieder Staub. Du sendest aus deinen Odem, so werden sie geschaffen, und du machst neu die Gestalt der Erde. Die Herrlichkeit des Herrn bleibe ewiglich, der Herr freue sich seiner Werke! – Lobe den Herrn, meine Seele! Halleluja!“ (Psalm 104,27-31.35c).

Vergänglichkeit und Fortdauer

Hinter dem Wechselnden ruht ein Ewiges

Der Naturwissenschaftler Professor Dr. Helmut Hölder plädiert dafür, beim gottesdienstlichen Singen und beim meditativen Bedenken der klassischen geistlichen Lieder auch „darüber hinaus zu denken“. Er nimmt die Choräle beim Wort und fragt zugleich nach ihrem Wahrheitsgehalt.

„Was unser Gott erschaffen hat, das will er auch erhalten, darüber will er früh und spät mit seiner Güte walten.“ Nicht dass am Glauben und an der Zuversicht des Dichters und Sängers dieser Worte, des Pietisten Johann Jakob Schütz (1640-1690) in dem Lied „Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut, dem Vater aller Güter“ (Evangelisches Gesangbuch Nr. 326), gerüttelt werden soll, und ebenso wenig an unserer Dankbarkeit für Errettung aus Gefahren, in der wir Gottes Güte erleben.

Aber - und das gilt auch für viele andere Lieder unseres Gesangbuchs – es darf darüber hinaus gedacht werden, und zwar vor allem dann, wenn wir „unseren Gott“ mit dem Schöpfer allen Seins identifizieren, wie wir das in der Regel ja tun.

Ohne Tod keine Existenzmöglichkeit

Ist doch die Schöpfung, soweit es ihre Natur betrifft, gewiss nicht auf Erhalt, sondern auf Vergänglichkeit alles Entstandenen angelegt – wenn wir von der Grundlage allen Geschehens, nämlich der Erhaltung der Energie nach Robert Mayer, einmal absehen.

Alles Geschöpfliche aber ist vergänglicher Natur. Jedwede anorganische und organische Existenz folgt und lebt von der Vergänglichkeit ihr vorangehender Existenzen, ohne deren Abtreten ihr Raum, Zeit und Existenzmöglichkeit überhaupt fehlte. Das gilt nicht nur für das Minuten, Tage, Jahre, ja Jahrtausende währende Leben der einzelnen Organismen. Es gilt auch für die Arten und höheren Ordnungen sowie für den Jahrmilliarden dauernden Lebenslauf der Gestirne bis zu ihrem Sternentod.

Von Letzterem konnte Johann Jakob Schütz freilich noch nichts wissen, und

auch der organische Tod musste ihm in anderem Licht erschienen sein. Denn als Zeitgenosse von Gottfried Wilhelm Leibniz (1646-1716) konnte er die Überzeugung sein, dass der Schöpfer „nichts Gestaltloses“, also nur Vollkommenes schaffe. Damit lag nicht nur die natürliche Evolution zu immer Vollkommenerem, „Höherem“ außerhalb des Denkens, vielmehr musste auch der natürliche Tod in schöpferfeindlichen Kräften seinen Ursprung haben.

Der Tod galt (und gilt vielfach noch immer) als der „letzte Feind“ (1. Korinther 15,26), auch wenn er in seiner uns heute bewussten Selbstverständlichkeit im Einzelfall gar als „Freund Hein“ erscheinen kann.

Ahnen oder Glauben

Das Wissen um den Tod eignet allein dem Menschen. Das hat im Blick auf eine Fortdauer darüber hinaus seine Entsprechung in einem jeder Vorstellung freilich baren Ahnen oder Glauben. „Wohl ist alles in der Natur Wechsel, aber hinter dem Wechselnden ruht ein Ewiges.“ Und „bleibt uns nur das Ewige jeden Augenblick gegenwärtig, so leiden wir nicht an der vergänglichen Zeit“ (Johann Wolfgang von Goethe 1822 und 1823). Auch die Redewendung, beim Abschied aus dieser Welt „das Zeitliche zu segnen“, weist auf Segen aus transzendentalen Bereichen, auf den „Morgenglanz der Ewigkeit“ über allem Irdisch-Vergänglichem hin.

So manchem unserer aus vergangenen Jahrhunderten überkommenen Lieder hängt die Problematik an, dass sie zu gedankenlos in unsere Zeit übernommen werden. Das kann hier ohne jeden Vorwurf gesagt werden, weil es in der Natur gesungener Texte liegt, sich nicht zugleich mit kritischen Gedanken zu befassen.

Ein Ausgleich wäre indessen in dem hier als Beispiel herangezogenen Fall dadurch möglich, ihm ein auf die Vergänglichkeit alles natürlichen Seins abhebendes Lied zur Seite zu stellen, etwa: „Alles vergehet, Gott aber stehet ohn alles Wanken; sein Wort und Wille hat ewigen Grund. Sein Heil und Gnaden, die nehmen nicht Schaden, heilen im Herzen die tödlichen Schmerzen, halten uns zeitlich und ewig gesund“ (Paul Gerhardt, Die güldne Sonne; Evangelisches Gesangbuch Nr. 449, 8).

Schöpfung und zugleich Evolution

Ertrag und Grenzen des Darwinismus

1809, im Geburtsjahr des Biologen Charles Darwin (1809-1882), erschien in Paris die „Philosophie zoologique“ von Jean-Baptist Lamarck (1744-1829), in der zum ersten Mal die Wandelbarkeit der Arten behauptet wurde. Gottes unveränderliche Schöpfungstaten wurden angezweifelt. Sein „unerforschlicher Ratschluss“ wurde durch die sichtbar gemachte naturwissenschaftliche Gesetzmäßigkeit ersetzt. Gott war bei Lamarck nur noch „Anstoß-Ursache“, Ursache des Beginns.

Der Glaube an eine augenblickliche Entstehung der Welt, die unverändert fortbesteht, wich der Erkenntnis von Entwicklung und Wandel, von Evolution. Selbst Darwin fiel es noch schwer, im „Ebenbild Gottes“ nun den Affennachkommen zu sehen. Doch gab seine Abstammungslehre der Evolutionstheorie die notwendige Sicherheit. Der Artenwandel wurde als Wirklichkeit anerkannt. 1859 erschien Darwins Hauptwerk „Über den Ursprung der Arten durch natürliche Zuchtwahl“. Mit dem Selektionsgesetz, der Auslese der Tüchtigsten, schien die blind waltende Natur endgültig den Schöpfergott zu entmachten.

Das kirchliche Christentum lehnte Darwin zunehmend ab. Er verwand es nie, dass nach kirchlicher Lehre „Ungläubige, und ich müsste zu ihnen meinen Vater zählen, ewige Strafen verbüßen müssen“. Doch blieb er immer von der Existenz Gottes überzeugt: „Ich verdiene, Theist genannt zu werden.“

Ernst Haeckel (1834-1919) war der Propagandist des Darwinismus. In seinem Buch „Welträtsel“ (1899) vermengte er Religion und Wissenschaft im Sinn einer materialistischen Weltanschauung. Sein „Monismus“ ordnete alles einzig und allein der Einheit der naturgesetzlichen Entwicklung unter. Von Fossilien hielt er wenig, dafür viel von erdachten Stammbäumen. Die Lückenhaftigkeit des an sich reichlichen Fossil-Materials zwang später die Forscher, den Stammbaum zu verbuschen: die Verzweigungsstellen mussten heruntergezogen werden - beim Menschen von einigen 100 000 Jahren auf die Tiefe von etwa 30 Millionen Jahren - , begannen sich zu schlängeln und mussten gestrichelt gezeichnet werden. Statt einem Hintereinander trat häufig ein Nebeneinander auf.

Nach 1945 regte sich Kritik am Darwinismus, weniger an Darwin. Denn Mutation (die Änderung des genetischen Codes durch Zufall) und Selektion (das

Überleben der Tüchtigsten durch Auslese), die auf der Grundlage von „Zufall und Notwendigkeit“ stattfinden, können nicht erklären, dass es unzweckmäßige Eigenschaften bei Lesewesen gibt. So ist alles, was mit Schönheit zusammenhängt, alles, was dem Menschen wichtig ist – Kunst und Musik, Liebe und Religiosität – , darwinistisch nicht begründbar. Wenn der Mensch ins Spiel kommt, gibt es sogar für die Selektion eher hinderliche Merkmale. Er ist in seiner Hinfälligkeit ein Gegenbeispiel zum Tüchtigen und müsste eigentlich längst ausgestorben sein. Der Mensch hat einen affenartigen Vorfahren. Aber es sind nicht die Gemeinsamkeiten, sondern die Unterschiede, die von Bedeutung sind, das Neue, das sich entwickelt hat. Es ist ähnlich wie in der Musik das Verhältnis von Mozart zu Bach. Auch hier kann man nicht von Abstammung sprechen.

Die wesentliche Funktion des Geistes

So gesichert die Evolution als solche ist, so unklar ist ihre kausale Erklärung. Bis heute sind wir nicht in der Lage, den zukünftigen Weg der Evolution vorauszusagen. Wie bei allen mechanistischen Modellen wird die wesentliche Funktion des Geistes nicht berücksichtigt.

Der Zoologe Joachim Illies (1925-1982) unterscheidet zwei Weisen von Evolution: die „Mikro-Evolution“, die zu einer Weiterentwicklung innerhalb der Art führte, etwa vom Wolf zum Hund, und die „Makro-Evolution“, die neue Typen hervorbrachte, etwa vom „letzten Reptile“ zum „ersten Vogel“ oder vom Affen zum Menschen. Bei der Makro-Evolution hält er das darwinistische Erklärungsmodell für „völlig überfordert“. Ohne es klar auszusprechen, scheint Illies hier an ein jeweiliges direktes Eingreifen Gottes zu denken. Es handelt sich meiner Meinung nach aber nicht um eine Art biologischen Quantensprung, sondern um einen fließenden Übergang. Eine von Gott in die Materie eingesenkte Fähigkeit dürfte organischer und auch seiner Größe würdiger sein. Auch wird niemand einen entsprechenden physikalischen Quantensprung, etwa beim Licht, für eine jeweilige Tat Gottes halten.

Für die Entstehung der Arten sind im Wesentlichen drei Möglichkeiten denkbar: Erstens der Zufall, der sich bewährte und dann zur Auslese führte. Oder zweitens ein Eigenstreben alles Organischen, ein inneres Bedürfnis, wie es der Lamarckismus lehrt und der ihn fortsetzende Vitalismus übernimmt (Henri Bergson 1907; Hans Driesch 1909: Entelechie, die innere gezielte Werdekraft nach Aristoteles). Oder drittens ein Kreativismus, der unmittelbare Schöpfungsakte Gottes annimmt. In der zweiten Alternative wird ein indirekter, in der dritten Alternative ein direkter Eingriff des Göttlichen oder Gottes vorausgesetzt.

Inzwischen ist in den Naturwissenschaften und bei einigen Theologen von der „Selbstorganisation“ der Materie die Rede. Bei einer solchen Strukturierung der Materie bleibt ihre Ursache offen. Neben der materialistischen Verursachung (die „ewige Materie“) ist auch die geistige denkbar: Evolution als Wille Gottes.

„Zufall“ erklärt überhaupt nichts und ist oft nur das Eigengeständnis unserer Unwissenheit. Der von den Lamarckisten angenommene Trieb zur Vervollkommnung ist auch keine Erklärung der Evolution: „Vervollkommnung“ wozu und wofür? Ebenso nicht die von den Vitalisten angenommenen zielgerichteten Lebenskräfte: Was ist das Ziel? Aber beide Positionen gehen wenigstens über den mechanistischen Erklärungsversuch der darwinistischen „Zweckmäßigkeit“ hinaus, indem sie die Frage nach Sinn und Ziel (die teleologische Dimension) einbringen. Eine Weiterentwicklung der vitalistischer Gedanken, nach denen ein verborgenes Ziel die Entwicklung der Evolution bestimmt, scheint mir für die Makro-Evolution in der Zukunft besonders Erfolg versprechend zu sein.

Kein unmittelbares Eingreifen Gottes in seine Schöpfung

Gott hat dem Kosmos (das heißt „Ordnung“) bei der Schöpfung ein für alle Mal seine Gesetze gegeben. Ein unmittelbares Eingreifen Gottes würde bedeuten, dass Gott immer wieder die Natur korrigiert. Es widerspricht unserem gesamten Erfahrungswissen, da wir etwa bei Trockenheiten und Überschwemmungen wie auch bei Erdbeben keineswegs die planende Hand Gottes erkennen können. Dies würde sogar eine Beleidigung darstellen, denn dann wäre Gott für all das dabei entstandene unermessliche Leid verantwortlich. Ob Zufall, ob Lebenskräfte oder göttlicher Zugriff: Wir müssen uns damit bescheiden, dass es eine allein zureichende Erklärung der biologischen Vorgänge nicht gibt. Ich glaube sogar, dass es gar kein allgemeines Naturgesetz für die Evolution gibt, die auch keine „Weltformel“ für die Physik gefunden werden kann. Denn der alles tragende (metaphysische) Hintergrund der Natur ist kein lösbares Rätsel, sondern ein undurchdringliches Geheimnis.

Nur in einer Selbstüberschreitung der Biologie, in ihrer Öffnung für Gott, lässt sich die Evolution begreifen.

Zwar sind affenartige Wesen die materiellen Vorläufer des Menschen. Sie sind zoologisch seine Vorfahren. Aber nur ein schöpferischer Wille – denn Schöpfung ist ein dynamischer Vorgang, ein Werden (Gott ruht sich nicht aus) – vermochte aus dem Affen einen Menschen werden lassen. Vor allem in diesem zeitgeschichtlichen Moment, im Auftreten des Menschen, ist der göttliche Geist manifest, „handgreiflich“ geworden. Gott hat sich im und durch den Menschen offenbart.

Der Zufall, der bei den Darwinisten an die Stelle Gottes tritt, ist nicht definierbar, weil er regellos ist. Auch Gott ist nicht definierbar, aber er ist wegen seiner Übergesetzlichkeit nicht zu erfassen.

Dort Gesetzlosigkeit, hier der Ursprung aller Gesetze, die man sogar als Eigenschaften Gottes bezeichnen kann. Dort das Chaos, hier die vollkommene Ordnung, Gottes Wille als „ordnende Absicht“ (so Immanuel Kant). Willkür und planvolles Allwissen sind beide geheimnisvoll und entziehen sich unserem Verstand. Es scheint mir aber besser, das Leben auf Ordnung und Allwissenheit zu gründen. Dann wird der Zufall, der auch seinen Stellenwert in der Evolution hat, nicht mehr sinnlos sein.

Nicht Alternativen wie „Gott oder Zufall“ oder „Schöpfung oder Evolution“ führen zu einem Ergebnis, sondern stimmige Bipolaritäten wie „Gott und zugleich Zufall“ oder „Schöpfung und zugleich Evolution“. In diesem komplementären Denken eines Sowohl-als-auch wird die „philosophische Tyrannei des tertium non datur“ (des logischen Entweder-oder) überwunden.

Die Sinnfrage des „Warum?“

In dieser Gesamtschau hat dann auch die Sinnfrage des „Warum?“ ihren Platz. Im Menschen wird sich die Evolution „ihrer selbst bewusst“ (Julian Huxley).

„Gottesebenbildlichkeit“ bedeutet, dass der Mensch Gottes teilhaftig ist, zur Erkenntnis Gottes fähig. Für den seiner selbst bewusst gewordenen Mensch ist Gotteserkenntnis möglich. Nur so konnte Gott in Erscheinung treten. Die Epiphanie (das Erscheinen) Gottes ist die Aufgabe der Evolution, ihr Sinn und Ziel.

Darwin selbst glaubte an Gott als den Schöpfer allen Lebens, an den im Menschen fortschreitend in Erscheinung tretenden göttlichen Geist und an die Unsterblichkeit dieses Geistes: „Glaubt man, wie ich es tue, dass der Mensch in weit entfernter Zukunft ein weit vollkommeneres Geschöpf als heute sein wird, so ist es ein unerträglicher Gedanke, dass er und alle empfindsamen Wesen nach einem so lange fortdauernden langsamen Fortschritt zu vollständiger Vernichtung erurteilt werden sollten.“

Ein Weg zum Frieden - im Nahen Osten und anderswo

Zur Alexandria-Erklärung vom 21. Januar 2002

Die „Alexandria-Erklärung“ vom 21. Januar 2002 (Wortlaut in dieser Nummer auf Seite 16-17) stellt einen prophetischen und historischen, geradezu epochalen Vorgang dar. In den Verlautbarungen des Amerikanischen Jüdischen Komitees (AJC) spricht Rabbi David Rosen, der Präsident der Internationalen Vereinigung „Christen und Juden“ (ICCJ), von einem „historischen Alexandria-Gipfel“. Gerade die „Alexandria-Erklärung“ öffnet im außerordentlich wichtigen und diffizilen Dialog mit Juden vor Ort Dialogbrücken und Zusammenarbeit. Auch ein ehemaliger deutscher Botschafter in Amman, Martin Schneller, konnte am 17.10.2004 in Stuttgart die Alexandria-Erklärung als ganz zentralen „Markstein“ bezeichnen. Er „begrüße“ sie „intensiv“.

Initiiert wurde alles im Sommer 2001 durch das israelische Außenministerium. Der damals stellvertretende Außenminister in der Regierung Sharon, Michael Melchior, nahm Kontakte auf zu Canon Andrew White von der anglikanischen Kirche in Großbritannien. Melchior war langjähriger Oberrabbiner von Norwegen und gleichzeitig Mitarbeiter in der Elie-Wiesel-Stiftung in Jerusalem. Andrew White dürfte als Moderator und Motor des Alexandria-Prozesses gelten. Er war persönlicher Beauftragter des Erzbischofs von Canterbury für den Nahen und Mittleren Osten und ist Direktor des Internationalen Versöhnungszentrums in Coventry.

Es sollte ermittelt werden, ob „die religiöse Führung in Israel und Palästina in den schwächelnden Friedensprozess mit einzubeziehen“ sei, da „in der übermäßig säkularen Angehensweise, die der bedeutsamen religiösen Dimension des Konfliktes nicht hinreichend gerecht“ werde, auch von religiöser Seite etwas für Gewaltverzicht und Frieden im Nahen Osten getan werden könne. Mit verständlicherweise „viel Fingerspitzengefühl“ und nach monatelanger Vorarbeit konnten offensichtlich erfolgreiche Kontakte zu Yassir Arafat, Ariel Sharon und der Führung Ägyptens und Jordaniens aufgenommen werden. Daraufhin war der Weg frei zu einem dreitägigen Treffen in der ägyptischen Hafenstadt Alexandria. Großscheich Mohammed Sayed Tantawi war als Rektor der Al-Azhar

Universiät Gastgeber. Er ist als einer der bedeutendsten geistigen Führer des (sunnitischen) Islam anzusehen. Alles fand unter dem Vorsitz des damaligen Erzbischof von Canterbury, Georg Carey, statt. Im Übrigen wurde die Veranstaltung finanziert durch die Church of England, die lutherische Staatskirche von Norwegen und durch WCRP (Weltkonferenz der Religionen für den Frieden) international. Diese Begegnung endete mit der Unterzeichnung der Alexandria-Erklärung am 21.1.2002.

In der ins Leben gerufenen Ständigen Gemeinsamen Kommission (PCIAD), die sich regelmäßig trifft, dürften sich sieben jüdisch-israelische Repräsentanten und sechs muslimisch-palästinensische Repräsentanten neben führenden Vertretern aus christlichem Hintergrund engagieren. Auch WCRP international ist zweifach mit führenden Kräften vertreten. Eine Folge-Erklärung vom 25. Oktober 2002 bestätigte völlig die „Erste Erklärung der religiösen Führer des Heiligen Landes“.

Dies alles ist in der deutschen Öffentlichkeit und Presse fast unbemerkt geblieben. Immerhin griff der Ökumenische Kirchentag in Berlin 2003 das Thema „Alexandria-Erklärung“ auf. Christoph Quarch, Studienleiter des Deutschen Evangelischen Kirchentags in Fulda, sprach unter dem Titel „Pilger auf dem Weg zur Wahrheit“ von einer undogmatischen „religionsübergreifenden Ökumene“ (in „Kirchentag aktuell“ 2/2003, S. 3). Genau dies versucht WCRP Stuttgart seit 1995 auch spirituell als interreligiös-ökumenische Zusammenarbeit aufzugreifen und zu verwirklichen. WCRP Stuttgart war mit der Alexandria-Erklärung auf dem Katholikentag 2004 in Ulm präsent.

Letzter Höhepunkt im Einsatz für die Alexandria-Erklärung war ein Ökumenisches Abendgebet für den Frieden am 5. 12. 2004 in der Hospitalkirche in Stuttgart. Hier haben sich sechs verschiedene Religionen (Baha’i, Buddhismus, Christentum, Hinduismus, Islam, Judentum) für Gewaltlosigkeit, Frieden und Zusammenarbeit „nicht nur im Nahen Osten“ ausgesprochen.

Ökumene der Weltreligionen

Aus christlicher Sicht sollen drei zentrale Aussagen zur Alexandria-Erklärung hervorgehoben werden:

(1) „Im Namen des allmächtigen, gnädigen und mitfühlenden Gottes“: Dies kann in der Tat als nachahmenswertes Vorbild für die ganze Menschheit im Sinne einer „Ökumene der Weltreligionen“ (Heinz Zahrnt 1994) angesehen werden. Dieser Gottesbezug genügt auch mir, denn es handelt sich hier um den Ewigen, seine Liebe ist Gnade und er ist unser aller Vater. Darin steckt auch der Eine und

der Einzige, als meditative Lebensaufgabe auch die trinitarische, nicht einseitig überhöhende Sicht einer Christologie.

(2) „Recht auf ein Leben in Würde“: Der Grundsatz Albert Schweitzers von der „Ehrfurcht vor dem Leben“ ist zentraler, auch medizinischer Inhalt meines Lebens. „Ehrfurcht vor dem Leben“ ist auch grundlegendes Motto der IPPNW (Internationale Ärzte für die Verhütung des Atomkriegs/ Ärzte in sozialer Verantwortung). Dies bedeutet global und kosmisch zunehmend auch Ehrfurcht vor dem ganzen Leben, ohne Anwendung von Gewalt, ohne Hetze, Hass und falsche Darstellungen, was vor allem besonders wichtige pädagogische Gesichtspunkte jungen Menschen gegenüber beinhaltet.

(3) Forderung nach Heimat. Diese ist mehr als ein Staat, für Juden Israel, für Muslime Palästina und für Christen in beiden Bereichen.

Diese drei wichtigsten Aussagen haben zweifelsohne grundlegende und weltethische, zeitlose, überregionale und globale Bedeutung für alle Menschen. Pessimisten würden rasch antworten: „naiv und weltfremd“. Nein! Mir bleibt immer die berechtigte Hoffnung, denn wir haben sogar selbst in wenigen Jahren absolut unvorstellbare Veränderungen miterlebt, 1989 und Südafrika. Denn Gott selbst „sitzt im Regimente“ und Gottes Geist weht „wo er will“.

Einer „persönlichen Unterstützungs-Erklärung“ für die Ständige Gemeinsame Kommission (PCLAD), von WCRP Stuttgart initiiert, kann man sich per Postkarte (Adresse zweite Umschlagsseite) oder Fax (0711-241647) an Dr. Ulrich Börngen anschließen. Der Text dieser „persönliche Unterstützungs-Erklärung“ lautet folgendermaßen:

„In Kenntnis der ‚Alexandria-Erklärung‘ vom 21. Januar 2002 danke ich allen Unterzeichnern für ihr mutiges Wort und für ihr gemeinsames Eintreten für einen Frieden im Heiligen Land und im Nahen Osten in einer Zeit auch uns tief bedrückender weltweit bedrohlicher Eskalation.

Mit meiner Unterschrift solidarisiere ich mich mit Geist und Wort der Erklärung. Ich will mich für die Verwirklichung und für die Verbreitung der Alexandria-Erklärung einsetzen und auch für die Bekanntmachung analoger vorbildlicher Beispiele interreligiöser Zusammenarbeit.

Der Segen des allmächtigen, gnädigen und mitfühlenden Gottes sei mit Ihnen und bei Ihren Bemühungen in der Umsetzung der Empfehlungen der Alexandria-Erklärung und bei uns allen.“

Dokumentation

Alexandria-Erklärung: Gemeinsame Friedenserklärung von Juden, Christen und Musli- men in Nahost

Führende Vertreter der drei großen Weltreligionen trafen im Januar 2002 in Alexandria/Ägypten zu einer historischen Friedenskonferenz für den Nahen Osten zusammen. Die Vorbereitung der Konferenz dauerte monatelang und erforderte viel Fingerspitzengefühl seitens der Organisatoren. Hier der Wortlaut der in dieser Nummer auf den Seiten 13-15 kommentierten „Ersten Erklärung der religiösen Führer des Heiligen Landes“ vom 21. Januar 2002:

Im Namen des allmächtigen, gnädigen und mitfühlenden Gottes.

Wir, die wir uns als religiöse Führer der muslimischen, christlichen und jüdischen Glaubensgemeinschaften versammelt haben, beten für einen wahrhaftigen Frieden in Jerusalem und im Heiligen Land. Wir erklären unsere Verpflichtung, dafür einzutreten, dass die Gewalttaten und das Blutvergießen ein Ende finden, durch die das Recht auf ein Leben in Würde geleugnet wird.

Entsprechend unserer Glaubensüberlieferungen ist es eine Entweihung des heiligen Namens Gottes, wenn unschuldige Menschen in seinem Namen getötet werden. Dies bringt die Religion weltweit in Misskredit. Die Gewalt im Heiligen Land ist gottlos und muss von allen Menschen guten Willens bekämpft wer-

den. Wir möchten als Nachbarn zusammenleben in gegenseitiger Achtung der Unversehrtheit unseres jeweiligen geschichtlichen und religiösen Erbes.

Wir rufen alle auf, Hetze, Hass und falsche Darstellung des anderen zu bekämpfen.

(1) Das Heilige Land ist allen drei Religionen heilig. Deshalb müssen die Gläubigen dieser göttlichen Religionen seine Heiligkeit anerkennen, und Blutvergießen darf das Land nicht beflecken.

Die Heiligkeit und Unantastbarkeit der Heiligen Stätten muss gewahrt werden, und die Freiheit zur Feier des Gottesdienstes muss für alle gewährleistet sein.

(2) Palästinenser und Israelis müssen anerkennen, dass sie durch den Willen Gottes und durch die Gnade des Schöpfers in demselben Land leben, das das Heilige genannt wird.

(3) Wir rufen die Politiker beider Völker auf, sich für eine gerechte, sichere und dauerhafte Lösung im Geist der Worte des Allmächtigen und der Propheten einzusetzen.

(4) Als einen ersten Schritt fordern wir jetzt einen religiös sanktionierten Waffenstillstand, der von allen Seiten beachtet und eingehalten wird, und wir fordern, dass die Empfehlungen des Mitchell- und des Tenet-Plans umgesetzt werden, einschließlich der Aufhebung der Restriktionen und der Rückkehr zu Verhandlungen.

(5) Wir möchten dazu beitragen, eine Atmosphäre zu schaffen, in der gegenwärtige und zukünftige Generationen in gegenseitiger Achtung und im Vertrauen zum Anderen miteinander leben können. Wir rufen alle auf, der Hetze und Dämonisierung Einhalt zu gebieten und

unsere zukünftigen Generationen entsprechend zu erziehen.

(6) Als religiöse Führer verpflichten wir uns, die gemeinsame Suche nach einem gerechten Frieden fortzusetzen, der zur Aussöhnung in Jerusalem und im Heiligen Land führt, zum Wohl aller unserer Völker.

(7) Wir erklären die Einrichtung einer Ständigen Gemeinsamen Kommission, um die Empfehlungen dieser Erklärung umzusetzen, und suchen dementsprechend das Gespräch mit unserer jeweiligen politischen Führung.

Unterzeichner der Erklärung sind: Der Erzbischof von Canterbury, George Carey (Schirmherr der Konferenz); der Sephardische Oberrabbiner von Israel, Elyahu Bakshi-Doron; der stellvertretende Außenminister des Staates Israel, Rabbi Michael Melchior; der Lateinische Patriarch von Jerusalem, Michel Sabbah; der Melkitische Erzbischof von Jerusalem, Boutros Mouneim; der Anglikanische Bischof von Jerusalem, Riab Abu El-Assal; Repräsentanten des Griechischen und Armenischen Patriarchats von Jerusalem; der Oberste Richter der Sharia-Gerichtshöfe, Sheikh Taisir Tamimi; der Minister der Palästinensischen Autonomiebehörde, Sheikh Talal Sider; der Rektor der Al-Azhar Universität in Kairo, Gross-Sheikh Mohammed Sayed Tantawi.

Manifest für ein friedliches und aktives Miteinander der Religionen

Im Oktober 2003 fanden führende Mitglieder von sieben Stuttgarter Religionsgemeinschaften

auf Initiative von Oberbürgermeister Dr. Wolfgang Schuster zu einem Runden Tisch der Religionen in Stuttgart zusammen. Dies zunächst mit dem Ziel, sich gegenseitig besser kennen zu lernen und sich regelmäßig über die aktuelle Situation der Gemeinschaften auf dem Laufenden zu halten. Vor allem aber soll auch Missverständnissen und Konflikten unter religiösen Vorzeichen vorgebeugt werden. Die folgende Erklärung des „Runden Tisches der Religionen in Stuttgart“ vom August 2004 wurde am 9. November 2004 im Stuttgarter Rathaus öffentlich unterzeichnet. Dieses Manifest dürfte auch für andere Städte und Regionen beispielhaft sein.

Stuttgart - eine internationale Stadt:

Unsere Stadt ist eine internationale Stadt und wird im 21. Jahrhundert noch internationaler werden. Durch die zunehmende Globalisierung werden die Grenzen immer mehr geöffnet für Warenhandel, Dienstleistungen, Informationen, Finanzströme und den wissenschaftlichen Austausch sowie für kulturelle Kooperationen. Ebenso überwinden immer mehr Menschen aus aller Welt mit ihren Kulturen und Religionen die Grenzen ihres jeweiligen Kulturkreises. Der Großraum Stuttgart, eine der stärksten Hightech- und Exportregionen Europas, wird besonders stark von der Globalisierung erfasst werden.

Heute leben Menschen aus über 170 Nationen in Stuttgart; sie sprechen mehr als 100 Sprachen. Diese Vielfalt zeichnet unsere Stadt aus. Jeder vierte Stuttgarter ist in die Landeshauptstadt zugewandert oder stammt von Zuwanderern ab. Stuttgart kann als eine Art Mikrokosmos der Vereinten Nationen im Kraftfeld von

Internationalität und Integration gesehen werden.

Viele Initiativen, die Kirchen und Religionsgemeinschaften und ihre Einrichtungen sowie gute Nachbarschaft haben in der Vergangenheit bewirkt, dass in Stuttgart die Menschen friedlich zusammenleben und unsere Stadt heute die sicherste Großstadt in Deutschland ist. Auch das „Bündnis für Integration“, zu dem unter anderem das „Forum der Kulturen“ gehört, trägt mit vielen Dialogforen und Integrationsangeboten zu einem guten Miteinander bei.

Dieses friedliche und hilfreiche Miteinander weiter zu entwickeln und zu sichern, sehen wir als unsere gemeinsame Aufgabe an. Insbesondere sehen wir eine mögliche Gefährdung für das Zusammenleben in Stuttgart, wenn wirtschaftliche Schwierigkeiten und der Verlust von Arbeitsplätzen und Ausbildungsplätzen für junge Leute die soziale Balance gefährden.

Vor allem sehen wir eine Gefahr darin, dass religiöse Überzeugungen mit radikalem Fundamentalismus durchsetzt und soziale Unzufriedenheit im Namen einer Religion auch unter Menschen mit Migrationsschicksal geschürt und für politische Zwecke missbraucht werden. Dieser Gefahr möchten wir entgegen wirken.

Der Runde Tisch der Religionen:

Alle Bürgerinnen und Bürger Stuttgarts fordern wir auf, an der gemeinsamen Verantwortung für ein gedeihliches und friedvolles Zusammenleben der Menschen in unserer Stadt teil zu haben. Dazu gehören das tolerante Miteinander, das Akzeptieren fremder Sitten und Bräu-

che und vor allem der Respekt vor den religiösen Überzeugungen anderer. Der Runde Tisch der Religionen in Stuttgart sieht deshalb für die Religionsgemeinschaften in unserer Stadt eine besondere Verantwortung für das Zusammenleben aller.

In allen Religionen gibt es die Aufforderung zur Mitmenschlichkeit und zum Frieden, zur Achtung der Würde des einzelnen Menschen und zur Bewahrung der Schöpfung. Die gemeinsame Botschaft des Friedens, der Toleranz und der gegenseitigen Achtung zu fördern und auch in unserer Stadt wirksam werden zu lassen, ist die wesentliche Aufgabe des Runden Tisches der Religionen.

Dem dienen der Dialog der Religionsgemeinschaften über Sitten, Gebräuche und Traditionen, die Möglichkeit einander in Gottesdiensten zu besuchen und vielfältige Begegnungen, um einander besser kennen zu lernen und mögliche Vorurteile abzubauen. Dazu gehört auch die Überzeugung, dass möglichen Gefährdungen unseres Miteinanders der Nationen und Religionen präventiv begegnet werden soll.

Für ein friedliches Miteinander der
Religionen in Stuttgart:

Die Unterzeichnenden dieses Manifests sind sich darin einig, dass sich Stuttgart als eine internationale Stadt friedlich und qualitativ entwickeln soll. Die Vielfalt der Sprachen, Kulturen und Religionen gehören zum Reichtum unserer Stadt. Ihn müssen wir erhalten. Dazu wollen die Religionsgemeinschaften in Stuttgart beitragen. Sie setzen sich deshalb dafür ein,

(1) dass Konflikte grundsätzlich gewaltfrei gelöst werden.

(2) dass eine Religion niemals zur Rechtfertigung von Gewalt dienen kann.

(3) dass eine Religion nicht für politische Zwecke missbraucht werden darf.

(4) dass die Religionsgemeinschaften für gegenseitigen Respekt und Toleranz werben.

(5) dass die Religionsgemeinschaften aktiv unseren demokratischen Rechtsstaat unterstützen, damit jede Form von Extremismus und Fundamentalismus, Nationalismus oder andere menschenverachtende Ideologien keine Chance in Stuttgart haben.

(6) dass die Religionsgemeinschaften Begegnungen und Dialoge organisieren.

(7) dass die Religionsgemeinschaften mithelfen, eine bessere Chancengerechtigkeit zu ermöglichen, zum Beispiel in der Schule, am Arbeitsplatz und im Alltag, und so die Integration in unsere Gesellschaft erleichtern und fördern.

Für die Landeshauptstadt Stuttgart: Oberbürgermeister Dr. Wolfgang Schuster. Für den Runden Tisch der Religionen in Stuttgart: Prälat Michael Brock (von der römisch-katholische Kirche); Stadtdekan Hans-Peter Ehrlich (von der evangelischen Landeskirche); Barbara Traub (Sprecherin des Vorstandes der Israelitischen Religionsgemeinschaft Württembergs); Dr. Haleb Sabet (Der Geistige Rat der Baba'ï); Sami Ercan (Diyanet Türkisch-Islamischer Kulturverein); Martina Küstner (Buddhistischer Kreis Stuttgart e.V.); Dr. Ferid Kugic (Bosnisch Islamische Gemeinschaft).

Bücher

Georg Ballod: Hat die Kirche Zukunft? Ein Gespräch. (Beiträge zu Zeitfragen, herausgegeben von Georg Ballod, Heft 3.) Berg Verlag, Marnheim 2004 (ISBN 3-9804248-7-1), 68 Seiten, 7 Euro (im Buchhandel; oder bei Direktbestellung zu versandkostenfreiem Bezug: Berg Verlag, Bergstraße 17, 67297 Marnheim, Fax 06352-740807).

Der zweifach promovierte evangelische Theologe Georg Ballod, Pfarrer und bis zum Ruhestand 1995 Oberstudiendirektor, sieht in seiner neuen Schrift eine Zukunft für die Kirche dann gegeben, wenn sich die Christen für Gottes Geist offen halten und sich von ihm leiten lassen. Wer in irgendeiner Weise in der Kirche mitarbeitet, bedarf in diesem Sinn der „Begeisterung“. Damit lässt sich das selbst erfahrene und erkannte Wort Gottes motiviert und engagiert weitergeben. Der einem freien Christentum verbundene und zugleich von Karl Barth und Karl Popper beeindruckte Autor verknüpft die intellektuell redliche theologische Besinnung mit der Glaubenserfahrung, die wir zwar nicht machen können, die sich aber durch einen „geistgewirkten Erschließungsvorgang“ einstellen wird. Bibeltexte werden lebendig „im persönlichen Erleben des Evangeliums als Kraft Gottes“. So sind sie Ausdruck ursprünglicher und auch wieder jeweils eigener Gotteserfahrung.

Die anschaulichen, konkreten, mit vielen Beispielen gespickten Ausführungen sind in die Form eines Gesprächs gekleidet und damit umso griffiger lesbar. Literatur-

hinweise und weiterführende wissenschaftliche Gesichtspunkte sind in den Anmerkungen zu finden.

Zu erinnern ist auch an Georg Ballods im selben Verlag 2003 (als „Beiträge zu Zeitfragen Heft 2“) erschienene Schrift „Der lebendige Gott. Wie begegnet er mir?“ (ISBN 3-9804248-5-5), 3,50 Euro. Sie wurde vorgestellt in: Freies Christentum 2/2003, S. 38-39.

Andreas Rössler

Martin Bauschke / Walter Homolka / Rabeya Müller (Hg.): Gemeinsam vor Gott. Gebete aus Judentum, Christentum und Islam. Gütersloher Verlagsbuchhandlung, Gütersloh 2004 (ISBN 3-579-05543-7), 160 Seiten, 16,95 Euro.

Die Herausgeber haben ein auch äußerlich ansprechendes Gebetbuch vorgelegt, das Gebete aus dem jüdischen, christlichen und muslimischen Gebetsschatz enthält. Einige sind für das „Nebeneinander-Beten“ geeignet, wie es das berühmte Friedensgebet des Franz von Assisi vorgeführt hat. Andere Texte laden dazu ein, miteinander zu beten, indem entweder dieselben gemeinsam formulierten Gebete gesprochen werden oder sich die Angehörigen zweier Religionen am Gebet der sie einladenden dritten Religion beteiligen. Dies wird vor allem schon in Schulen, Krankenhäusern, Gefängnissen und bei Trauerfeiern praktiziert. Es gibt aber auch die dritte Möglichkeit, dass zunächst die je eigenen Gebete gesprochen werden und dann am Schluss der Feier auch ein gemeinsames vorgetragen wird. Diese Form nennen die Autoren ihres inklusiven Charakters wegen „abrahamisches Beten“, weil

es sowohl das je eigene als auch das gemeinsame betont.

Nun hat dieses Büchlein evangelikalen Protest hervorgerufen, weil es von der Militärseelsorge für den eigenen Gebrauch in großer Zahl angeschafft wurde. Unverständlicherweise hat sich sogar Bischof Wolfgang Huber als EKD-Vorsitzender in die Debatte so eingeschaltet, dass er vor dem gemeinsamen Beten warnt. Es scheint für viele besser zu sein, wenn sich etwa Christen und Muslime die Köpfe einschlagen, als wenn sie womöglich gemeinsam „inkorrekt“ beten. Aber vermutlich ist die Entwicklung gar nicht aufzuhalten, da immer mehr gemeinsame Gruppen entstehen wie die christlich-islamischen Arbeitsgemeinschaften oder „Abrahamische Häuser“. Der Interkulturelle Rat hat schon 2001 ein „Abrahamisches Forum“ auf den Weg gebracht, zu dessen wichtigsten Aufgaben es gehört, neben religiösen Festen und Feiern auch Tagungen für Rabbiner, Pfarrer und Imame zu veranstalten. Sie haben „Abrahamische Teams“ aufgebaut, die vor allem in Schulen gehen oder bei Podiumsdiskussionen über ihr religiöses Miteinander sprechen. Natürlich muss man als Christ dabei nicht mitmachen. Niemand ist zum interreligiösen Gebet gezwungen. Aber alle sollten sich vernünftige theologische Gedanken darüber machen und nicht lediglich ihre Vorurteile plakattieren.

Der evangelikale Vorwurf, die Trinität oder Christus würden in den Texten verschwiegen werden, ist nur albern. Denn es ist klar, dass ich nicht mit Formulierungen einladen kann, die andere ablehnen. Aber auch das „Vaterunser“ enthält keine

trinitarische Formulierung. Die Psalmen erwähnen Christus natürlich nicht. Dennoch sind es legitime christliche Gebete. Voraussetzung ist allerdings, dass Juden, Christen und Muslime von einem gemeinsamen Gott ausgehen. Für Juden und Muslime ist das keine Frage. Katholiken haben seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil eine eindeutige Erklärung (Lumen gentium Nr. 16) und auch die Protestanten hätten ein eindeutiges Wort, wenn sie etwa dem Ökumenischen Rat in seinem Schlussdokument des ersten Dialogtreffens mit Vertretern des Islams 1969 in Cartigny zustimmen würden: „Judentum, Christentum und Islam gehören nicht nur historisch zusammen; sie sprechen von demselben Gott, Schöpfer, Offenbarer und Richter.“

Sicherlich gibt es unterschiedliche Gottesbilder und Gotteserfahrungen. Aber die finden sich auch innerhalb einer jeden Konfession. Doch hier geht es nicht um Debatten über Gott, sondern um das gemeinsame Gebet vor Gott. Die Herausgeber sprechen deswegen sehr schön von spiritueller Gastfreundschaft. Wie ich als Gastgeber für Muslime nicht gerade Schweinebraten auf den Tisch bringe, ohne deswegen zu verschweigen, dass ich mitunter gern Schweinebraten esse, oder ihm ein Glas Wein hinstelle, ohne zu unterschlagen, dass ich mitunter gern ein Glas Wein trinke, so ist es legitim, auch bei den Gebeten den Vorstellungen der anderen entgegen zu kommen. „Sich gegenseitig spirituelle Gastfreundschaft zu gewähren bedeutet, sich auf das Wagnis einzulassen, gemeinsame Gebeterfahrungen mit dem einen Gott zu machen. Bedeutet, nicht nur nebeneinander, sondern auch miteinander

vor dem einen Gott zu stehen. Bedeutet, nicht nur nacheinander, sondern auch gleichzeitig mit einer Stimme zu Gott zu sprechen. Juden, Christen und Muslime beschenken sich gegenseitig durch den Reichtum ihrer Gebete, die sie voreinander, nebeneinander oder auch miteinander sprechen, ohne dass sie darum aufhörten, Juden, Christen und Muslime zu sein“ (S. 19-20).

Nicht nur in der Bundeswehr, sondern mehr noch in Schulen und Gemeinden wird dieses Büchlein einen guten Dienst tun. Das gilt insbesondere auch da, wo Christen und Muslime schon jetzt vertrauensvoll zusammenarbeiten.

*Pfarrer Wolfgang Wagner, Akademieweg 11,
73087 Bad Boll*

Hans Küng: Der Islam. Geschichte, Gegenwart, Zukunft. Piper Verlag, München 2004 (ISBN 3-492-646-479), 891 Seiten. 29,90 Euro.

Hans Küng legt mit seinem Buch „Der Islam“ den dritten Band seiner Untersuchungen zur „religiösen Situation der Zeit“ vor. Er sucht das „Realbild“ zwischen „Feind- und Idealbild Islam“. Später malt er gar ein „Hoffnungsbild Islam“. Im Zentrum stehen zunächst der Koran und die Persönlichkeit Mohammeds. Wie schon bei „Das Judentum“ und „Das Christentum“ führt Küng methodisch konsequent seine „Paradigmenanalyse“ durch. Gemeint sind die epochalen Gesamtkonstellationen einer Religion, die aber nicht einfach abgelöst werden, sondern oft nebeneinander weiter bestehen. Das unterscheidet sein Buch fundamental von anderen Einführungen oder Gesamt-

darstellungen und rechtfertigt allein schon das aufwändige Unternehmen.

Die 14 Jahrhunderte Islam werden aufgeteilt in das „ur-islamische Gemeinde-Paradigma“ von Mekka und Medina, das vielen Muslimen heute noch als Vorbild dient. Sodann findet er das „arabische Reichs-Paradigma“ mit dem Zentrum Damaskus, also die Zeit der aggressiven Ausbreitung unter den Umayyaden, das „Goldene Zeitalter“ der Araber, aber auch die große Spaltung in Sunniten und Schiiten. Unter den Abbasiden mit ihrer Hauptstadt Bagdad entsteht das „klassisch-islamische Weltreligions-Paradigma“ mit imperialem Anspruch von Spanien bis Hinterindien und der Herausbildung einer rationalen Theologie und den vier klassischen Rechtsschulen. Den mittelalterlichen Islam zwischen Recht und Mystik nennt Küng „Das Paradigma der Ulama und Sufis“ und bringt einen aufschlussreichen Vergleich „zweier Meister der Theologie“: Al-Gazzali und Thomas von Aquin. Hier entscheidet sich, dass eine eigenständige Philosophie im Islam keine Chance hat. Schließlich dann „das islamische Modernisierungsparadigma“, in welchem die drei Großreiche der Moguln, Safawiden und Osmanen beschrieben werden, aber auch ihr Niedergang analysiert wird. Das große Trauma der Muslime bis heute!

Aber christlichen Leser fragen, wie Küng die „Herausforderungen der Gegenwart“ (4. Teil) und die „Möglichkeiten der Zukunft“ (5. Teil) einschätzt. Aus der Fülle der Themen seien nur die herausgegriffen, die protestantisch besonders interessieren oder die in der evangelischen Kirche umstritten sind.

(1) In der traditionellen christlichen Polemik ist Mohammed ein „Lügenprophet“. Dialogbereite Christen werden vielleicht noch einräumen, er sei ein charismatischer Führer der Araber gewesen. Aber ein „Prophet“ auch für Christen? Küng formuliert vorsichtig: „Vom Neuen Testament her gesehen muss man sich nicht von vornherein dogmatisch dagegen wehren, wenn sich Muhammad als ein echter Prophet nach Jesus verstand, der beanspruchte, mit ihm in grundlegender Übereinstimmung zu sein.[...] Doch hätte nicht schon diese Zuerkennung des Prophetentitels für Muhammad schwerwiegende positive Konsequenzen für die Verständigung zwischen Christen und Muslimen und besonders für die Botschaft, die er verkündet hat, die niedergelegt ist im Koran?“ (S. 169).

(2) Der Koran – „Wort Gottes“? Für die Muslime gibt es höchstens die Frage, ob der Koran „geschaffen“ von Gott oder „ungeschaffen“ bei Gott ist. Daran hängt, ob man sich überhaupt eine kritische Auslegung vorstellen kann. Küng hofft darauf und schildert islamische Ansätze dazu. Aber ist der Koran „Wort Gottes“ auch für Christen? Küngs erstaunlich klare Antwort, die nicht nur bei Protestanten Widerspruch finden wird: „Wenn wir schon Muhammad als nachchristlichen Propheten anerkennen, dann werden wir konsequenterweise auch zugeben müssen, worauf es den Muslimen am allermeisten ankommt: Dass Muhammad seine Botschaft nicht einfach aus sich selber hat, dass seine Botschaft nicht einfach Muhammads Wort, sondern Gottes Wort ist“ (S. 112).

(3) Wie steht es mit der Dreieinigkeit?

Küng bekennt sich zwar zu den klassischen christlichen Glaubensbekenntnissen. Die Aussagen der Ökumenischen Konzilien findet er aber vor allem für die innerchristliche Verständigung „eine Richtschnur der Wahrheitsfindung“. „Aber im interreligiösen Gespräch? Da darf man die griechisch-lateinische Tradition nicht zum alleinigen Wahrheitsmaßstab erheben“ (S. 617). Ob dies christlichen Konsens finden kann? Jedenfalls polemisiert er nicht ohne Grund gegen die Trinitätstheologie Jürgen Moltmanns (S. 851). „Dreigliedrige Formeln (Triaden) ja, aber keine innergöttliche Dreieinigkeit (Trinität)! Lebendigkeit, Beweglichkeit, Sympathie, Mitleiden, gar Leiden Gottes ja, aber keine Selbstunterscheidung und Unterschiedenheit in Gott selber!“ (S. 608).

(4) Wer ist dann aber Christus? Jedenfalls keine präexistente zweite Person der Trinität. Küng beschreibt mit viel Sympathie die judenchristliche Theologie, die nach seiner Meinung auch den Koran beeinflusst hat. „Die inhaltlichen Analogien zwischen dem koranischen Jesusbild und einer judenchristlich geprägten Christologie sind unabweisbar“ (S. 601).

(5) Gemeinsames Gebet von Muslimen und Christen ist für Küng gut möglich: „Ein verschiedenes Gottesverständnis braucht deshalb ein gemeinsames Gebet zum Einen Gott nicht zu hindern“ (S. 759). Er selbst formuliert auf S. 751 ein schönes „Gebet, von dem ich meine, es könne durchaus von Juden, Christen und Muslimen gemeinsam gebetet werden“.

Ein echter Dialog, der nicht nur aus gegenseitigen Monologen besteht, mutet den Christen einiges zu. Aber mehr wohl noch den Muslimen, die gewissermaßen

Reformation und Aufklärung in ihren Paradigmen noch nachholen müssen.

Jede Vereinnahmungsstrategie liegt Küng fern, „allerdings auch jede übervorsichtige ‚Leisetreterstrategie‘, die dem Gesprächspartner die Auseinandersetzung mit historischen Fakten nicht zutraut. Ich möchte vielmehr nachdrücklich und konstruktiv auf die christlich-islamische Verwandtschaft hinweisen, die für alle am Dialog Beteiligten zunächst Zumutungen, aber meines Erachtens noch größere Chancen beinhaltet“ (S. 601).

*Pfarrer Wolfgang Wagner, Akademieweg 11,
73087 Bad Boll*

Harry M. Kuitert: Kein zweiter Gott. Jesus und das Ende des kirchlichen Dogmas. Patmos Verlag, Düsseldorf 2004 (ISBN 3-491-77052-1), 343 Seiten, gebunden. 24,90 Euro.

Das neue Buch des niederländischen Theologen Kuitert – er war bis zu seiner Emeritierung Professor an der Freien Universität Amsterdam – handelt von dem, was man aus Jesus von seinen ersten Anfängen bis heute gemacht hat. Unter anderem wird da von Jesus als dem Gottmenschen der klassischen kirchlichen Lehre, die ihre Zeit gehabt hat, erzählt, wie auch vom Jesus freier Deutungen heute. Dieses spannend geschriebene Buch sei Nichttheologen und Theologen bestens empfohlen.

In diesem Buch spielt unter vielem anderem auch das „Sühneblut“ eine Rolle. Das „Blut Jesu“, so hebt Kuitert hervor, meine immer das vergossene Blut, und Blut sei in der antiken semitischen Welt Träger des Lebens. Bei einem Tieropfer habe das Leben des Tieres (das Blut) den

Sinn einer Stellvertretung für das Leben (Blut) eines Menschen. Opfer seien Stellvertretungsrituale. Diese Idee kehre bis zu dem Ritual wieder, bei dem das Blut Jesu von Paulus als Sühnemittel für all unsere Sünden gedeutet werde (Römer 3,25). Paulus deute den Kreuzestod Jesu in einer Bildsprache, die er dem Opferritual entnehme. Was ein Mord war, werde bei Paulus zum Ritual, das die Vergehen der Welt, der Juden und Heiden, wegtrage: „An dieser Auslegung hängt die christliche Glaubenstradition.“ Doch sei nicht ausgeschlossen, dass Christen anders über Jesus denken dürften als Paulus.

Das unblutige Sündenbockritual, wo der Bock symbolisch, mit Sünden beladen, in die Wüste geschickt wird, liegt Kuitert mehr: „Denn die Bildsprache des Blutes beruht auf Opferpraktiken, auf dem Abschachten von Tieren, das uns zuwider ist.“ Und doch hält er mit Paulus am Symbol des vergossenen Blutes fest.

Kuitert nennt nicht den Hebräerbrief, wo die Blutsymbolik des geopferten Christus auf die Spitze getrieben wird, wenn da (nach Hebräer 9,22) Gott nur durch Blut versöhnt werden kann.

Der katholische Theologe Georg Baudler, ein Schüler Karl Rahmers, schreibt in seinem (ebenfalls bei Patmos erschienenen) Buch „Das Kreuz. Geschichte und Bedeutung“, der Hebräerbrief sei „die heidnische Epistel, weil sie an die magische Wirkung des vergossenen Blutes glaubt“. Auch schwöre der Hebräerbrief die verfolgten Christen durch Drohungen mit dem Gotteszorn auf den heroischen Märtyrer- und Opfertod ein. Dieses Helden- und Opferpathos, wie es in den germanischen Religi-

onen zu finden sei, widerspreche aber Jesu Kreuzestod als dem Ausdruck durchgehaltener und durchlittener Gewaltfreiheit. Markant sagt Baudler: „Heute aber, nach den Millionen und Abermillionen getöteter Menschen in den Weltkriegen, nach den industriellen Massenmorden und der Vernichtung und Zermalmung (immolatio) riesiger Städte durch eine einzige Bombe, kann keine Botschaft mehr befreiend wirken, die einen Sündenbockmechanismus und einen gewaltsamen Tod positiv als Mittel der Erlösung denkt.“

Kuitert fasst seine Sicht der Bedeutung des Todes Jesu in einer seiner zusammenfassenden Thesen zur Christologie so zusammen: „In der Christologie, die ich vorschlage, geschieht etwas, sogar etwas Unentbehrliches, eine ‚Heilstatsache‘, um es klassisch auszudrücken. Es ist nicht gemeint, dass Gott als Kind geboren wird (Jesus ist nicht Gott), auch nicht, dass Gott durch das Kreuz Jesu auf andere Gedanken gebracht wird (‚Umstimmung‘). Gott ist nicht erst barmherzig und gnädig, gerecht und groß an Güte, als Jesus auf der Bühne erscheint. Er war es schon zuvor, Jesus selbst hat ihn so verkündigt. Das große Ereignis der Christenheit zufolge ist, dass Gottes Barmherzigkeit künftig auch Nichtjuden verkündigt werden kann, denn in Jesus haben sie ihren Sündenbock und im Karfreitag ihren Großen Versöhnungstag bekommen“ (S. 336).

*Pfarrer Peter Niederstein, Forellenweg 22, CH
7015 Tamins (Schweiz)*

(Diese Besprechung ist in bearbeiteter Form übernommen aus: Schweizerisches Reformiertes Volksblatt 6/2004, S. 15.)

Leser-Echo

Zu: „Gottes Sohn ist Mensch geworden“ (Freies Christentum 6/2004, S. 137-138)

Es geht in unserem Glauben an die Offenbarung Gottes durch Jesus von Nazareth wirklich darum zu erkennen, dass Vernunft und Wahrheit in Glaubensfragen in keinem Widerspruch stehen. Albert Schweitzer befürchtete, die Zukunft der Menschen werde nicht lange vorhalten, wenn sich Denken und Religion nicht wieder vereinigen werden. Ich glaube, dass er Recht hat.

Gottes Wort, seine Anrede im Gebot und in der Zusage der Liebe gipfelt in Jesus. Seine Botschaft zeigt uns Wege, Gott durch Liebe zum Mitmenschen wie zu sich selbst zu lieben. So können auch wir Menschen unserer Zeit dafür gewinnen. Théo Junker spricht in seinem Beitrag „Christlich fundierter Humanismus“ (6/2004, S. 147-152) von der Notwendigkeit von mehr befreiender, dienender und heilender Liebe.

Hansjürgen von Kries, 14163 Berlin

Leser-Forum

zum Thesepapier „Zur Arbeit des Bundes für Freies Christentum“

In Freies Christentum 6/2004, S. 161-162, wurde ein von Thomas Hoffer (Bremen) verfass-

tes „Thesepapier zur Arbeit des Bundes für Freies Christentum“ abgedruckt. Dazu sind bei der Schriftleitung Stellungnahmen von Dr. Hans-Martin Schmidt (Köln) und Hansjürgen von Kries (Berlin) eingetroffen. Sie werden hier, nur unwesentlich gekürzt, abgedruckt. Die Mitglieder des Bundes und die Leser der Zeitschrift sind zu weiteren Stellungnahmen eingeladen. Die Ergebnisse werden bei der Mitgliederversammlung am 17. September 2005 in Worms diskutiert werden.

„Der Bund für Freies Christentum als Forum für offenes Christentum“:

Jeder, der einen Aufbruch anmahnt und sich selbst daran beteiligen will, tut gut daran, vom Ist-Zustand auszugehen und dann solche neuen Entwicklungen anzupfeilen, die „stimmig“ sind, das heißt zur handelnden Person (hier: dem Bund für Freies Christentum) passen und seiner und der Situation seines Umfeldes gerecht werden.

Zu diesem Bund passt, was in Übereinstimmung mit den Menschen geschieht, die den Bund geprägt haben und prägen. Der jeweiligen Situation, in der sich der Bund befindet, adäquat ist das, was seiner Vorgeschichte, seiner thematischen und zwischenmenschlichen Konstellation, den bisher formulierten Zielen und vor allem seinen finanziellen und personellen Möglichkeiten entspricht.

(1) „Was wollen die Mitglieder des Bundes zur Zeit?“ Offenbar das, was der von ihnen gewählte Vorstand macht: Im Rahmen seiner begrenzten Finanzmittel stellt er seinen Mitgliedern ein „Forum für offenen religiösen Dialog“ zur Verfügung, vor allem in Form einer Zweimonatsschrift und einer Jahrestagung. Zu

beiden sind auch Nicht-Mitglieder eingeladen, aber darin nur wenig vertreten.

(2) Welche Handlungen, die vorhandene oder potenzielle Mitglieder wollen könnten, passen zum Bund und werden seiner Situation gerecht?

(2.1) Der Bund hat einige starke Theologen. Es müssen aber immer wieder neue angezogen werden. Man könnte an ausdrückliche Einladungen zur aktiven Mitarbeit an Persönlichkeiten denken, die zum Beispiel in „Zeitzeichen“, „Publik-Forum“ oder anderweitig als profilierte „freie“ Christen in Erscheinung treten. Im Zug solcher Einladungen müssten auch persönliche Gespräche am Ort angeboten werden.

Mitglieder und Leser sind auch bisher in der Zeitschrift zu Meinungsäußerungen aufgefordert worden. Zu erwägen ist, die Leser etwa zum Beispiel im Jahr mit Hilfe von Rückmeldeblättern zu konkreten Themen ihrer Glaubens- und Lebenspraxis zu befragen (etwa „Was ist für mich das Wichtigste am christlichen Glauben?“).

Die vorhandene Verbindung zu Verlagen könnte auch für eigene Veröffentlichungen des Bundes genutzt werden, etwa eine Publikation „Christliche Lehrsätze – kritisch hinterfragt“, die durch Beiträge in der Zeitschrift, zum Beispiel über Erbsünde, Erlösung, Rechtfertigung, Sühnopfer vorbereitet werden könnte.

(2.2) Insbesondere die „Laien“ unter den Mitgliedern und Lesern müssen den Eindruck haben können, dass auch ihr theologischer und lebenspraktischer Sachverstand gefragt ist. Diskussionen auf Jahrestagungen sollten so organisiert und moderiert werden, dass freie Christen mit unterschiedlicher Vorbildung wirklich

miteinander ins Gespräch kommen.

Die Jahrestagungen sollten auch dadurch attraktiv sein, dass nicht nur der Verstand angesprochen wird, sondern auch andere Sinne motiviert werden (etwa durch Musik, Bewegung, Meditation), wie auch früher schon geschehen.

(2.3) Öffentlichkeitsarbeit und Werbemaßnahmen, insbesondere solche, die Geld kosten, haben es, wie Erfahrungen vergleichbarer Vereine zeigen, heutzutage schwer. Versuche, durch die „Hintertür“ an Interessenten heranzukommen, sollten immer man wieder gemacht werden. Beispiele: Jahrestagung rechtzeitig in Terminkalendern, etwa von „Publik-Forum“ und „Evangelische Aspekte“; dort auch Anzeigen für Lesebuch „Offenes Christentum“ und „Forums“-Reihe.

Referate auf Jahrestagungen sollten auch in anderen Zeitschriften mit Kontaktadresse erscheinen (etwa im „Deutschen Pfarrerblatt“).

Einzelne Kooperationen bringen zwar inhaltliche Bereicherung und Kostenersparnis bei Jahrestagungen. Mitglieder der kooperierenden Vereine werden sich jedoch selten zu einer weiteren Mitgliedschaft im Bund entschließen. Mit wirklich nahe stehenden Vereinen sollten dauerhafte „strategische“ Verbindungen eingegangen werden, die dann unter anderem Austausch von Beiträgen in beiderseitigen Zeitschriften einschließen.

Der Vorstand sollte prüfen, ob er nicht in bedeutsamen Fällen die „Flagge“ des freien Christentums zeigen sollte, etwa durch eine über epd zu verbreitende Stellungnahme nach einer Jahrestagung oder zu einem aktuellen Streit (kann im Vorstand auch schriftlich und telefonisch abge-

stimmt werden). Auch würde etwa eine Aktion für geöffnete evangelische Kirche mit Hilfe bereits arbeitender Gruppen und der eigenen Mitglieder gut zu einem offenen Christentum passen.

(3) Es geht um den Versuch, immer mal wieder einen corporate-identity-Prozess anzustoßen. Dabei geht es um elementare Aussagen wie die auf jeder vierten Umschlagsseite der Zeitschrift und etwa um die weiter zu führende Diskussion, ob der Bund nicht besser „Forum für offene Christen e.V.“ heißen würde. Schon die Diskussion darüber, gleichgültig wie sie ausgehen würde, würde dem Bund gut tun. Wir würden dann vielleicht untereinander und mit neuen Interessenten eine Diskussion über die pluralistische Religionstheologie führen. Wir würden möglicherweise „Die zwölf wichtigsten Unterschiede zwischen traditionellem und offenem Christentum“ von Ulrich von Hasselbach (Lesebuch „Offenes Christentum“, S. 171-175) als gemeinsame Überzeugung neu fassen. Wir würden etwa durch Streitgespräche (zum Beispiel mit Eberhard Jüngel oder mit Christoph Türcke) auf uns aufmerksam machen.

Dr. Hans-Martin Schmidt, 50935 Köln

Der Bund für Freies Christentum hat seine Tätigkeit tatsächlich auf die Diskussion von Fragen der Theologie und des Glaubens begrenzt.

Der Vorstand des Bundes entscheidet ohne vorherige Information vor der Mitgliederversammlung – über Ziele der Arbeit, Programme, Vorstandswahlen. Die Mitglieder erhalten aus Zeitgründen keine Gelegenheit zur Erarbeitung oder zum Vortrag von Alternativen. So gelingt

keine gemeinschaftsbildende Vertrauensbildung.

Der „Geist“ hat bei Zeitschrift und Programmen zwar Vorrang vor dem „Buchstaben“ (im Sinn der derzeitigen Kurzinformation des Bundes). Aber die Ergebnisse dieser Haltung werden nicht zusammengeführt und bleiben ohne Konsequenzen. Die Arbeit der Kirchen, ihre Gottesdienste und Gemeindefarbeit werden nicht analysiert und praktische Konsequenzen nicht erörtert. Daher bleibt das von Thomas Hoffer als These 3 formulierte wichtigste Ziel des Bundes unberücksichtigt. Der Bund sollte im Sinn dieser These 3 handeln und eine ganze Jahrestagung dazu benutzen, um Konsequenzen aus unserem Glauben zu ziehen.

Das Expertenwissen der Theologen sollte durch „eine liberale Glaubens- und Lebenspraxis“ von „Laien“ begleitet und in Frage gestellt werden (zu These 9 von Thomas Hoffer).

Ich bin dem Bund für Freies Christentum großen Dank für seine Arbeit schuldig und bitte, meine Ausführungen als kritische Bemerkungen zur Begründung der Notwendigkeit eines Entwicklungsprozesses anzusehen, den unser gemeinsamer Glaube und die Liebe zu unseren Mitmenschen notwendig machen. Der derzeitige Vorstand des Bundes bedarf der besonderen Unterstützung aller Mitglieder, damit er in die Lage versetzt wird, die Anregungen von Thomas Hoffer aufzugreifen zu können.

Hansjürgen von Kries, 14163 Berlin

Termine

Jahrestagung 2005 des Bundes für Freies Christentum

16.-18. September in Worms (Nibelungen-Hotel).

Thema: „Ich und Du, Mensch und Gott. Im Gespräch mit Martin Buber“.

Vorträge:

„Reden von und zu Gott in einer Zeit der ‚Gottesfinsternis‘ – ausgehend von Martin Bubers Buch“ (Pfarrer Dr. Andreas Rössler).

„Martin Bubers ‚Zwei Glaubensweisen‘ – eine Prüfung aus christlicher Sicht“ (Professor Dr. Werner Zager).

„Pädagogische Impulse bei Martin Buber“ (Lothar Stiehm).

„Kein Prinzipienbuch in die Hand‘ – Überlegungen zu Bubers ethischem Denken“ (Professor Dr. Hans-Joachim Werner).

„Martin Bubers ‚Zwei Glaubensweisen‘ – eine Prüfung aus jüdischer Sicht“ (Professor Dr. Daniel Krochmalnik).

Dazu unter anderem: Besuch der Alten Synagoge und des Raschihauses, öffentliche Mitgliederversammlung des Bundes für Freies Christentum (17. September, 20.15 Uhr), Gottesdienst, Schlusspodium.

Weitere Einzelheiten werden in den nächsten Nummern veröffentlicht.

Regionaltreffen 2005 in Stuttgart

im Gemeindehaus der Tempelgesellschaft in Stuttgart-Degerloch, Felix-Dahn-Straße 39, jeweils an Samstagen, 15 bis 18 Uhr.

12. März. Professor Dr. Werner Zager: „Das Johannes-Evangelium“ und die ‚Menschwerdung Gottes“.

9. Juli. Pfarrer Heinrich Frommer: „Friedrich Schiller und die Religion“.

22. Oktober. Pfarrer Dr. Claus Petersen (Nürnberg): „Reich Gottes – Schlüsselbegriff christlichen Glaubens und Handelns“.

Weltreligionstag 2005 in Stuttgart

16. Januar (Sonntag), 15 Uhr, Rathaus Stuttgart, Marktplatz 1, Großer Sitzungssaal.

Podiumsgespräch: „Einheit trotz Vielfältigkeit? Das Stuttgarter Modell für ein friedliches Miteinander“.

(Veranstalter: Arbeitskreis für den Weltreligionstag, Baha'i -Gemeinde Stuttgart.)

Alltägliche Worte und Wort Gottes

Können für jeden Suchenden ganz gewöhnliche, alltägliche Worte „Wort Gottes“ werden?

Jedes Wort kann – wenn Gott will – „Wort Gottes“ werden. Versuche, „äußeres Wort“ und „inneres Wort“ zu unterscheiden, sind nicht stichhaltig.

Es kommt darauf an, wann und wie Gottes Geist einen Erschließungsvorgang im Bewusstsein eines Menschen auslöst. Auch „Gottes Geist“ ist umfassender als alles, was wir beschreiben, definieren und uns vorstellen können. Die „absolute Leerstelle“ – ein innerweltlicher Akteur ist nicht feststellbar - lässt sich nicht füllen.

Darum gibt es auf Seiten des Menschen keinen anderen „Anknüpfungspunkt“ für die Erfahrung der Nähe Gottes als das Gebet und ein nur für den Einzelnen spürbares aber unbeschreiblich geheimnisvolles, punktuelles „Aha-Erlebnis“.

Ein Beispiel: „Es gibt eine unbeschreibliche Freude, die uns ebenso unerklärbar durchglüht, wie des Apostels Ausbruch unbegründet hervorbricht: ‚Freuet euch, und abermals sage ich: freuet euch‘“. Dieses Erlebnis datiert der dänische Schriftsteller und Theologe Sören Kierkegaard in seinem Tagebuch unter dem 19. Mai 1838, genau für 10.30 Uhr. Eine solche Erfahrung ist auf keine andere Person übertragbar.

Georg Ballod: Hat die Kirche Zukunft? Ein Gespräch. Berg Verlag, Marnheim 2004 (ISBN 3-9804248-7-1), 68 Seiten, 7 Euro. Darin Seite 34-35.

Das Buch wird in dieser Nummer auf Seite 19 besprochen.

PVSt DPAG Entgelt bezahlt E 3027

Versandstelle „Freies Christentum“:
Geschäftsstelle des Bundes
für Freies Christentum
Felix-Dahn-Straße 39
70597 Stuttgart

Der Bund für Freies Christentum versteht sich als „Forum für offenen religiösen Dialog“. Er ist ein Zusammenschluss überwiegend protestantischer Christen, die sich für eine persönlich verantwortete, undogmatische, weltoffene Form des christlichen Glaubens einsetzen und dabei ein breites Spektrum von Auffassungen zu integrieren suchen.

Bezugspreis jährlich 18 Euro; Einzelhefte je 3,50 Euro.

Mitgliedsbeitrag für Mitglieder des Bundes für Freies Christentum jährlich 28 Euro. Darin ist der Bezug der Zeitschrift enthalten. Spenden sind steuerlich abzugsfähig.

Zahlungen an Bund für Freies Christentum, Kreissparkasse Esslingen 56 037 137 (BLZ 611 500 20) oder Postbank Hannover 1550 78-307 (BLZ 250 100 30). Kassenerführung bei der Geschäftsstelle des Bundes, Anschrift siehe unter „Bestellungen“!

Bestellungen: Geschäftsstelle des Bundes für Freies Christentum, Felix-Dahn-Straße 39, 70597 Stuttgart; Tel. 0711 / 76 26 72 (vormittags); E-Mail: tgdst@t-online.de

In Angelegenheiten des Bundes für Freies Christentum

wende man sich an die Geschäftsführende Vorsitzende, Frau Karin Klingbeil, in Sachen der Zeitschrift (Bezug und Zahlung ausgenommen) an den Schriftleiter, Pfarrer Dr. Andreas Rössler (Anschriften vorne).